

Kommt jetzt der Abspann?

Böse neue Zahlen: Der klassische Kinosaal ist derzeit epidemiologisch, aber auch kulturindustriell betrachtet ein Kunstort unterm Unstern.

Der Verband Deutscher Kinomittelstand privatwirtschaftlich geführter Unternehmen bittet die Staatsministerin Monika Grütters um ein Branchentreffen („Kinogipfel“), er braucht „kurzfristig weitere Hilfen“ und will den von ihm vertretenen „Unternehmertypus“, der „fünfzig Prozent aller Leinwände“ in Deutschland unterhält, bei der Nothilfe besonders berücksichtigt wissen. Während er fromm liberal darauf hinweist, dass er „das Rückgrat und den Motor“ der Branche darstellt, gibt's außer ihm die großen Ketten, die wohl das Herz und der Benzintank sind, wenn man die kaputte Metapher komplett zerdengeln will.

Filmvorführstätten trocknen aus, nicht nur der Raumnutzungsauflagen wegen, sondern auch, weil die großen amerikanischen Studios Produktionen nicht aus dem Stall lassen, die so teuer waren, dass ihr Start bei vermindelter Publikumspräsenz, erzwungen nicht nur von den öffentlichen Vorschriften, sondern auch der privaten Anstreckungsfurcht, nicht genügend Geld einspielen würden, um wenigstens die immensen Herstellungskosten zu decken. Man kommt sich als Filmkritiker ganz vertrottelt vor, wenn man in einer so volatilen Kino-Ökonomie noch von Kunstmaßstäben redet, aber – nur mal so als Beispiel – der kulturelle Herbst- und Winter-Niveauperlust, der sich in diesem Land ereignen würde, wenn wegen nationaler Projektionsanbieterzusammenbrüche Pablo Larraíns ausschweifender Wachttraum „Ema“, ein schwindelerregender Höhepunkt der letztjährigen Filmfestspiele von Venedig, nicht wie versprochen im Oktober endlich auch bei uns sein Publikum zu erreichen versuchen dürfte, wäre mit keiner vorstellbaren Menge von Grütters-Groschen je wiedergutzumachen.

In den Vereinigten Staaten von Amerika haben sich derweil die größte Kinokette AMC und das Studio Universal nach schwerem Fingerhakeln darauf verständigt, die Frist zu verkürzen, in der ein Film, nachdem er einmal angefallen ist, ausschließlich im Kino zugänglich bleibt. Nach nur siebzehn Tagen soll's jetzt einen Zugriff per Stream im Netz geben. Für Filme, die nicht vorab mit einer flächendeckenden Marketingoffensive ins Massenbewusstsein gedrückt werden, ist dieser Beschluss eine Todesdrohung.

Filmreihen sind auch nicht alles

Das halsabschneiderische Selbstbewusstsein, mit dem Universal ihn durchgedrückt hat, zehrt vom überraschenden Einnahmeresultat für das bescheuerte Premiumprodukt „Trolls World Tour“, das Anfang 2020 nicht wie geplant in den Multiplexen debütierte, sondern gleich als Video-on-Demand auf die Familienkundschaft losgelassen wurde. „Mehr als der erste Teil“ hat das Ding erzielt, heißt es pausbäckig, aber dieser erste Teil, die Klamotte „Trolls“, spielte in seiner Heimat 150 Millionen Dollar ein und konnte zu tatsächlichen Spitzenwerten daher eh nur sehnsuchtsvoll emporklicken – zum Vergleich: Mit „Frozen II“ hat Disney daheim fast fünfhundert Millionen und weltweit anderthalb Milliarden Dollar geschneffelt.

„Disney“ ist der Name des Gesamtproblems – mit dem Finale der „Avengers“-Superheldenreihe, dem neunten regulären „Star Wars“-Teil und dem Gipfel der Prinzessinnen-Erzähltradition „Frozen 2“ pflasterte die Firma letztes Jahr den Planeten voll. Von diesem Lichtorgelxess geblendet, hat die Menschheit nicht recht mitbekommen, dass das Prinzip „Dasselbe, nur immer anders“ (Arthur Schopenhauer) im Kasernenknackerbusiness keineswegs den Erfolg garantiert, sondern auch zu „franchise fatigue“, also Kulturindustriemarkeremüdung führen kann – im selben Jahr blieben „Hellboy“, „X-Men“ und „Men in Black“-Fortsetzungen hinter den Gewinnerwartungen der jeweiligen Studios unübersehbar zurück.

Selbst Disney kann nicht all seinen Ergänzungsmechanismen vertrauen: Die Idee, einige der eigenen Zeichentrickfilm-Klassiker mit Computerkremplebuchstäblich zu re-animieren, hat nicht mal Tim Burtons „Dumbo“ (2019) vor der medienhistorischen Kompletbelanglosigkeit retten können. Der erneuerte „König der Löwen“ (ebenfalls 2019, man fasst es nicht, haben die Leute damals eigentlich noch was anderes getan, als im Kino zu sitzen?) holte zwar das zweitbeste Einspielergebnis des proppevollen Jahres raus, damit aber, wenn man die Karten-

preisinflation mit einrechnet (wie das beispielsweise ein wacher Mensch namens Travis Bean für „Forbes“ getan hat), immer noch weniger als seinerzeit das Original.

Disney ist nach seinem Einkaufs-Amoklauf der vergangenen Jahre hochverschuldet, in der Corona-Krise schmerzen den Laden besonders seine Freizeitparks (von Disneyland bis zur Zukunftshoffnung „Galaxy's Edge“), seine paar hundert Shops in Nordamerikas Einkaufsfestungen und der Sport-Sender ESPN, der seit rund einem Jahrzehnt kontinuierliche Schwundrekorde am Abo-Stamm verkraften muss. Wer so hypertrophiert ist wie Disney, strebt eine Lieferkettenherrschaft an, die mehr mit dem mittelalterlichen Lehnswesen zu tun hat als mit allem, was Adorno und Horkheimer voll Schrecken und Abscheu „Kulturindustrie“ taufen. In dieser gab's noch echten Wettbewerb, während die neuen technisch-ökonomischen Verhältnisse in den einschlägigen Geschäftszweigen von Unterhaltung und Nachricht die beiden australischen Fachleute Peter Drahos und John Braithwaite schon vor rund zwanzig Jahren zur Prägung des treffenden Horrorbegriffs „Datenfeudalismus“ bestimmten.

Es geht um Monopolpläne

Konkret sieht das beim Film so aus, dass Disney und vergleichbare Häuser mit aller Kraft in Amerika die großen Vorführketten AMC, Regal und Cineplex, hierzulande kleinere Verwandte wie Kinopolis oder Cinestar in den Schwitzkasten nehmen und dann Forderungen stellen wie: „Wenn ihr diesen oder jenen absehbar gigantisch erfolgreichen Film haben wollt, müsst ihr dies und das, was wir am Markt ausprobieren wollen, so und so lange spielen.“ Auch direkte Übernahmen der Kinoketten durch Firmen, die erst vor kürzlicher Zeit ins Filmproduktionsfach eingestiegen sind, stehen wahrscheinlich an; Amazon überlegt sich gerücheltweise, AMC, Regal oder Cineplex zu kaufen, um dann Exklusivkino für die eigene Prime-Klientel einrichten zu können (Amazon kauft gewohnheitsmäßig mit Blick auf mittel- bis langfristige Strategiele, etwa 2014 den wichtigen Videospielestreamanbieter twitch). Den Fuß in der Tür bei den größeren Filmfestivals hat man längst; genau wie Netflix. Der nonchalante Nötigungsversuch, mit dem Apple 2014 den iPhone-Versorgten das neue U2-Album „Songs of Innocence“ gratis und ungefragt in die Geräte kippte, ließ das Ziel des ganzen Ineinanderverschmelzens von Unterhaltungs- und Informations-techno-Konzernen ahnen: Die Nachfrage soll so sicher am Angebot festhängen wie das Zicklein an der Ziegenzitze. Kritik der Künste, vom Film über den Literaturbetrieb bis zur Musik, wird sich, wenn sie davor nicht einfach die Waffen strecken will, daran gewöhnen müssen, einen materialistischen Begriff von Monopolbestrebungen zu pflegen (fürs Hören findet man den in Deutschland etwa bei Berthold Seliger, in Büchern wie „Klassikkampf: Ernste Musik, Bildung und Kultur für alle“ und „Vom Imperiergeschäft“).

Was man sich besonders einprägen sollte, ist der Umstand, dass die Metapher von den „Großen“, in der sich die Marktmacht einiger Firmen veranschaulicht, nicht die Erkenntnis blockieren darf, dass diese Riesen nicht nur größer, sondern oft auch schneller und beweglicher sind als kleinere Produktions- und Vertriebsseinheiten: Eine Kinokette mit an jedem Standort vielen Vorführräumen variabler Größe kann sich auf überraschende Hits und Flops flexibler einstellen als ein Laden auf dem Land, der das Zeug einerseits erst in der dritten Woche kriegt und es andererseits spielen muss, bis es ausgemolken ist.

Der smarte, wendige Radfahrer aus der Großstadt saust am schwerfälligen ländlichen Fußgänger vorbei: So geht Kulturkapitalismus, der auch deshalb unverwundbar auftritt kann, weil gewisse Anstandsregeln für „Arbeitgeber“ mit genügend Volumen gern mal ausgesetzt werden und die mit den von ihnen Abhängigen daher aasen können. In Frankfurt konnte man vor der Corona-Krise erleben, dass eine Multiplex-Geschäftsführung Zettel für Familien auflegen ließ, mit denen diese beim sonnlichen Filmtheaterbesuch gegen ein Servicepersonal aufgetzt wurden, das für bessere Bezahlung und nettere Arbeitsbedingungen zu streiken wagte: Falls die Kinder jetzt weinen, weil's kein Popcorn gibt, ist gewerkschaftliches Anspruchsdenken schuld!

Warum Leute, die mit ihren Angestellten so umspringen, von ihren gigantischen Bedrängern bei Disney und Konsorten (die selbst in der Tinte sitzen) Mitgefühl erwarten, das sie selbst Schwächeren vorenthalten, versteht man wohl nur, wenn man die Moral von Superhelden- und Prinzessinnenfilmen glaubt, wo Macht zu Fairness und Güte verpflichtet. Gab's nicht einen kurzen Buster-Keaton-Stummfilm mit dem Titel „Rücksichtsloser Fahrradfahrer von umgefallenem Konzernlastwagen erschlagen“? DIETMAR DATH



Neue Wege in der Pandemie: Ein Picknick-Konzert auf einer Hochalpen-Wiese mit dem Colores-Schlagzeugtrio

Foto Davos Festival/Yannick Andrea

Paganini der Tuba

Kreativ in der Krise: Ein Festival trotz Corona

Von Max Nyffeler, Davos

Das Davoser Festival hat insofern leichtes Spiel, als es auf einen Pool junger, hochmotivierter Musiker zurückgreifen kann – diesmal rund achtzig aus aller Welt. Die meisten sind in den neunziger Jahren geboren, haben ihren Hochschulabschluss noch vor oder gerade hinter sich und musizieren auf professionellem Niveau. Unter dem Titel „Young Artists in Concert“ hatte Michael Haefliger, heute Intendant des Lucerne Festivals, das hochalpine Musiktreffen 1986 gegründet und dazu Gleichaltrige eingeladen. Das Konzept ist weiter tragfähig; der gegenwärtige Leiter Marco Amherd, ein ausgebildeter Kirchenmusiker mit einem Faible für ausgefallene Programmideen – als Festivalmotto wählte er diesmal „Von Sinnen“ –, versteht es, den in wechselnden Ad-hoc-Formationen auftretenden Nachwuchs zu Höchstleistungen anzuspornen. Längerfristige Zusatzaktivitäten verleihen dem Festival institutionelle Stabilität. Der zwölfköpfige Festivalchor und die Festival Camerata, ein von Leo McFall geleitetes Streichorchester, sorgen für eine Ausweitung des kammermusikalischen Radius, und unter der Bezeichnung „Very Young Artists“ hat sich eine sommerliche Akademie etabliert, wo unter Anleitung von ausgewiesenen Berufsmusikern der allerjüngste Nachwuchs herangezogen wird.

Im Auftritt der jungen Musikerinnen und Musiker paart sich sympathische Bescheidenheit mit ansteckender Begeisterung. Eitles Auftrumpfen gilt hier nicht. Auch nicht beim Tausendsassa Henrique dos Santos Costa, der das Publikum mit einer Uraufführung seines Mitglieders Joan Jordi Oliver wartete das Sibja Saxophonquartett auf. Aus dem Luft-Tongemisch aller vier Spieler entwickelt sich durch elektronische Filterung und Rückkopplung eine Sinfonie an Obertönen, die einen magischen Erlebnisraum erzeugt. Schauplatz war die kleine Kirche eines entfernten Bergdorfs, Ziel einer musikalischen Wanderung.

Die lokale Aura trägt zur Attraktivität des Festivals viel bei, sei es bei einer solchen Wanderung, sei es im Konzert im Berghotel Schatzalp, das durch Thomas Manns „Zauberberg“ zum literarischen Mythos geworden ist, sei es beim Picknick mit Musikeinlagen am Sonntagmorgen am See. Die Landschaft ist ein konstitutiver Teil des Festivalprogramms, und im Extremfall wandeln sich die Werke zur erfrischenden *ambient music* in sommerlicher Umgebung. Wo das kognitive Musikhören dergestalt hinter das ganzheitliche Erleben zurücktritt, braucht es folglich auch nicht unbedingt ein Programmheft mit musikwissenschaftlich exakten Informationen über Komponisten und Werke. Solche prosaischen Dinge lassen sich oftmals auch noch zu Hause im Internet nachlesen.

Nedderdütsch in der Schule

Regionalsprache mit kulturellem Prestige: Brandenburg will das Plattdeutsche fördern

Als man Kinder noch mit Birnen locken konnte, hatte Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland seine große Zeit: „Und kam in Pantinen ein Junge daher, / So rief er: Junge, wiste 'ne Beer? / Und kam ein Mädel, so rief er: „Lütt Dirn, / Kumm man röwer, ick hebb 'ne Birn.“ Die fruchtbringenden Angebote des Junkers aus Theodor Fontanes Ballade sind die bekanntesten niederdeutschen Zeilen der Literaturgeschichte. Doch das märkische Platt, das der Dichter seinem Ribbeck und auch so mancher Romanfigur in den Mund legte, „ist ein inzwischen ausgestorbenes Idiom“.

Das jedenfalls diagnostizierte der Schriftsteller Rolf Schneider 2007 in der „Welt“, als das Originalmanuskript des Ribbeck-Gedichts versteigert wurde. Den Totenschein hatte Schneider allerdings vorschnell ausgestellt. Im Havelland und in anderen Landstrichen Brandenburgs gibt es auch heute noch Menschen, die Platt sprechen. Anders als zu Fontanes Zeiten bilden sie allerdings eine immer kleiner werdende Minderheit. Eine repräsentative Umfrage, die das Institut für niederdeutsche Sprache gemeinsam mit dem Institut für deutsche Sprache vor vier Jahren veranstaltete, zeigte Brandenburg als Schlusslicht unter den acht Bundesländern, in denen Plattdeutsch beheimatet ist. Nur knapp drei Prozent der befragten Brandenburger gaben an, es gut oder sehr gut sprechen zu können, weitere achtenehalb Prozent stufen sich selbst als mäßig ein. Deutlich vitaler ist das Niederdeutsche im nördlich angrenzenden Mecklenburg-Vorpommern.

Nun soll es auch in Brandenburg wieder auf einen grünen Zweig kommen. Dafür engagieren sich Landespolitiker und aktive „Plattsacker“. Da das Plattdeutsche

in den Familien immer seltener weitergegeben wird, soll die Schule einspringen, ausgerechnet die Einrichtung also, die noch bis vor wenigen Jahrzehnten im Plattdeutschen vor allem eine zu beseitigende Bildungsbarriere sah. Doch das ist Geschichte. „Plattdütsch lev!“

verkündete Brandenburgs Bildungsministerin Britta Ernst kürzlich im Potsdamer Landtag. Anlass war die Vorstellung der „Brannenborch Plattfibel“, die als Grundlage für künftigen Sprachunterricht dienen soll: Die Protagonisten des Lehrbuchs, die siebenjährige Klara und der sechsjährige Max, nehmen die Grundschüler mit auf

eine schön illustrierte Reise durch die niederdeutsche Sprachwelt.

Herausgegeben hat das Lehrwerk der Verein für Niederdeutsch im Land Brandenburg. Dessen Vorsitzender ist Hinrich Enderlein, ehemaliger Kultur- und Wissenschaftsminister in Brandenburg. Die Aktivitäten spiegeln eine Neubewertung des Plattdeutschen, die in den letzten Jahrzehnten in ganz Norddeutschland stattgefunden hat. Das einst belächelte Provinzidiom genießt mittlerweile ein beachtliches kulturelles Prestige.

Der schulische Rahmen, in dem die Brannenborch Fibel eingesetzt werden

Ich mag in Amerika sein

Zum Tod des Sängers und Schauspielers Trini Lopez

Auch zeitgenössische Superstars des globalisierten Latino-Pop wie Jennifer Lopez, Shakira oder Ricky Martin bauten auf dem Fundament auf, das Ältere gelegt hatten. Einer der Pioniere dieser Musik war Trini Lopez, 1937 in Dallas, Texas, als Sohn mexikanischer Einwanderer geboren, rechtzeitig zum Gitarrespielen angehalten, einen charmanten, ganz leichten Akzent nie ablegend und nach 1960 nahezu weltweit bekannt geworden mit Liedern wie „If I Had a Hammer“ (von Pete Seeger), „La Bamba“ und vor allem „A-me-ri-ca“ (Bernstein/Sondheim), dieser so fröhlich daherkommenden, aber doch eher ätzen den Immigrant-Hymne, in der die essentielle Zerrissenheit nicht nur dieses Künstlers prototypisch zum Ausdruck kommt. Mit etwas Glück kam Lopez

bei Reprise Records unter und so auf Tuchfühlung zum Clan von dessen Besitzer Frank Sinatra, der ihm später auch bei einigen Filmrollen (erstmal in Robert Aldrichs „Dreckigem Dutzend“) behilflich war. Sein geschmeidiger Tenor wurde mit Rock, Folk, Soul sowie Easy Listening gleichermaßen fertig und konnte sogar damals schon etwas ausgeleierten Country-Heulern etwas abgewinnen. Die Leichtigkeit seiner Intonation mochte dazu verführen, ihn zu unterschätzen; doch mehr als 100 Millionen verkaufte Schallplatten, dazu sein Las-Vegas- und sein späteres soziales Engagement weisen ihn als einen der großen Entertainer (alter Schule) aus. Nun ist Trini-Lopez III. in Kalifornien gestorben.

edo.

Als Fontane seinen Ribbeck schrieb, war diese Glanzzeit allerdings, nicht nur in Brandenburg, längst vorbei. Das spiegelt sich auch in seinen Romanen: Platt ist hier nur noch die Sprache der „einfachen Leute“. Ob der geplante Unterricht das Plattdeutsche im Brandenburg Alltags wieder stärker einwurzelnd wird, muss sich erweisen. Aber als regionale Kultursprache und Identitätssymbol könnte Niederdeutsch eine geräumige Nische besetzen und steigende Wertschätzung erfahren. WOLFGANG KRISCHKE